



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.*)

1.



Welcher seelische Zusammenhang mag wohl zwischen Kindheit und höherem Alter bestehen?

Diese Frage mußte ich mir oft vorlegen, wenn ich in spätern Jahren von Zeit zu Zeit durch Träume zurückversetzt ward in die allerfrüheste Kindheit. Ich ward dann von meinem Vater aus dem Bett gehoben und über einen öden, hallenden Raum zu einem Fenster getragen, das sich nach Norden öffnete. Durch dieses Fenster erblickte ich einen großen glänzenden Stern mit leuchtendem, gegen das Ende sich verbreiterndem Schweife, der alle übrigen Gestirne des funkelnden Nachthimmels überstrahlte. Der überraschende Anblick dieses berühmten Irsternes machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich in jener Nacht erst spät einschlief und den überwältigenden Augenblick des Anstaunens jenes Gestirns, das mich mehr erschreckte als verwunderte, nie wieder vergessen habe. Dieser Stern war der Komet des

*) Der Name Ernst Willkomm ist der jüngern Generation wohl wenig bekannt, da sein Träger seit etwa zehn Jahren wenig oder nichts mehr von sich hatte hören lassen. Und doch hat er eine lange Zeit hindurch, besonders in den Kreisen der Leipziger Schriftstellerwelt, eine angesehene Stellung eingenommen, namentlich in der Zeit, die der großen Bewegung von 1848 und 1849 voranging. Ursprünglich dramatischen Arbeiten mit Vorliebe zugewandt, ist er dann, nachdem er die Verirrungen und Phantasien der Weltschmerzperiode überwunden hatte, besonders unter dem stählenden Einfluß großer politischer Kämpfe, die ihn auch einmal im Jahre 1849 als Korrespondenten nach dem schleswig-holsteinischen Kriegsschauplatz führten, zu einem der Begründer des realistischen Romans in Deutschland geworden. Wenn er dies aber wurde, so verdankt er dies nicht zum wenigsten der liebevollen Verankerung in die Eigenart seiner schönen Heimat, der südlichen Oberlausitz, wo er am 10. Februar 1810 im Pfarrhause von Herwigsdorf bei Bittau das Licht der Welt erblickt hatte und seine Jugend bis zum Abgange auf die Universität Leipzig im Jahre 1830 verlebte. Auch als Schriftsteller kehrte er immer wieder gern in dieses Grenzgebiet zurück, so sehr er sich auch ander-

Jahres 1811, und an sein Erblicken knüpft sich meine erste Jugenderinnerung. Ich hatte damals mein zweites Lebensjahr noch nicht vollendet.

Ein zweites, nicht weniger lebhaftes Erinnerungsbild, das in den Spätherbst von 1812 fällt, hat sich meinem Gedächtnis ebenso tief eingegraben und knüpft sich ebenfalls an eine Naturerscheinung. Es war Abend; mein um zwei Jahre älterer Bruder und ich saßen in Gesellschaft der Kindermagd, die über uns zu wachen hatte und an der wir sehr hingen, an einem einfachen Tische, der eine Schüssel dampfender Kartoffeln in der Schaafe — im Volksmunde damals noch Erdbirnen genannt — trug. Plötzlich erfüllte rote Blut das ganze Zimmer und zeigte uns die nahe Kirche von Flammen umspielt, aber nur auf Augenblicke. Dann verschwand die Erscheinung, die uns Kinder zitternd in die schützenden Arme der erschrockenen Pflegerin jagte, unter prasselndem Donner, der das ganze Haus erbeben machte.

Festere Umrisse nehmen die Erinnerungsbilder meiner frühesten Kindheit im Sommer und Herbst des nächsten Jahres an. Da sehe ich mich jetzt noch ganz deutlich an der Seite des Vaters und des Kirchschulmeisters nach dem äußersten Ende unsers Obstgartens wandern, dort, wo sich der Garten in offenes Feld verwandelte, auf die Erde legen und mit fest an den Boden gedrücktem Ohre lauschen. Ob ich in jener Lage selbst etwas gehört habe, weiß ich nicht, wohl aber erinnere ich mich sehr wohl, daß noch verschiedne Nachbarn sich uns zugesellten, denselben Versuch machten, und daß alle einstimmig ein an der Erde sich bemerkbar machendes Geräusch für fernem Kanonendonner erklärten. Jedenfalls beruhte das vernommene dumpfe Rollen nicht auf bloßer Sinnentäuschung, denn wie man später in Erfahrung brachte, war an jenem Tage die blutige Schlacht bei Bauken geschlagen worden, von dem mein Geburtsort in gerader Linie etwa fünf deutsche Meilen entfernt liegt.

Bis zu diesem geschichtlich bedeutsamen Tage war unser ruhiges Familien-

seits von dem großstädtischen Treiben und dem Welthandel Hamburgs, wo er sich seit dem Herbst 1852 niedergelassen hatte, oder von dem Stilleben der friesischen Inseln und den großen Schicksalen Schleswig-Holsteins, der Heimat seiner trefflichen Frau, angezogen fühlte. Als es dann einsam um ihn geworden war, seine Kinder weit hinaus in die Ferne gezogen waren, seine Frau ihm durch den Tod entrisen war, lehrte er im Herbst 1880 in sein Geburtsland nach Bittau zurück und hat hier unter der treuen Pflege einer Schwester inmitten eines großen Verwandtenkreises seine letzten Jahre verlebt, bis er am 24. Mai 1886 abgerufen wurde und seine letzte Ruhestätte neben seinen Eltern auf dem Friedhose seines Heimatdorfes fand. Obwohl im Alter von Krankheit oft geplagt, verfolgte er doch mit Vorliebe den Plan, seine Selbstbiographie zu schreiben; doch nahm ihn der Tod die Feder aus der Hand, als er eben erst ihren ersten Teil vollendet hatte. Was die folgenden Blätter geben, ist also nur ein kleines Bruchstück des beabsichtigten Werkes. Trotzdem schien es wegen der liebevollen Vertiefung in die innere Entwicklung einer jungen Seele und der lebendigen, treuen Schilderung der Umgebung in der stillen Zeit nach den Befreiungskriegen der Veröffentlichung nicht unwert.

Dresden.

Otto Kämmerl.

leben von den kriegerischen Zeitläufen unmittelbar garnicht berührt worden. Die Oberlausitz oder doch der südlichste Zipfel derselben, der mit der Stadt Zittau in das gebirgige Böhmen hineingreift, lag den bisherigen Kämpfen fern und kannte den Krieg mit seinen Schrecken, Wirrnissen und Verwüstungen nur aus Erzählungen oder aus jenen dürftigen Nachrichten, welche das „Privilegirte Zittauer Wochenblatt“ mittheilte. Dieses Blättchen, das heute noch, freilich in anderer Form und anders geleitet, fortbesteht, weihte in meiner Kindheit Vornehm und Gering, Bürger und Bauer, sofern sie lesen konnten, in die Geheimnisse der Politik ein, d. h. es brachte die allerwichtigsten Zeitereignisse zur Kenntnis des Publikums, enthielt sich aber dabei selbstverständlich jeder Kritik.

Diese bisherige Ruhe im staatlichen und bürgerlichen Leben in einer von den großen Verkehrswegen abgelegenen Heimat verdankten wir dem Anschlusse Sachsens an den Rheinbund und der starren Treue, mit welcher König Friedrich August, der Gerechte genannt, der Sache des Kaisers Napoleon anhing. Nach der Schlacht bei Bautzen war es auch für diesen entlegenen Landstrich vorüber mit der Ruhe. Es folgten zunächst Durchmärsche verschiedener Truppen, die uns in keiner Weise lästig wurden, wohl aber uns Kindern sowohl eine große Augenweide durch ihre schimmernden Uniformen gewährten wie unser Ohr durch die lärmende Janitscharenmusik ergötzten. Bald jedoch sollte die kriegerische Weltlage auch uns äußerst unangenehm und zuletzt sogar in hohem Grade gefahrdrohend werden.

Es rückten nämlich eines Tages mehrere Abteilungen Polen, bestehend aus Infanterie, Kavallerie und einer Batterie Fußartillerie, ins Dorf, um hier auf unbestimmte Zeit Quartiere zu beziehen. Da gab es Aufregung, Angst, Sorge und Ärger in Hülle und Fülle. Denn besaß auch Herwigsdorf eine große Ausdehnung, indem es sich zu beiden Seiten der Mandau und an den Ufergeländen eines ihr zufließenden Baches über anderthalb Stunden weit hinzog, so reichten doch die vorhandenen Räumlichkeiten zur Unterbringung so vieler fremden Menschen bei weitem nicht zu. Dazu kamen die unverständliche Sprache, die fremden, ungewohnten Sitten, die vielen Anforderungen einzelner, die auch beim besten Willen der Quartiergeber nicht immer befriedigt werden konnten.

Um die Leute aber unterzubringen, blieb nichts übrig, als Viehställe und Scheunen zu öffnen, damit sie wenigstens Obdach erhielten. Die Pferde kampirten größtenteils im Freien unter leicht gezimmerten Brettbedachungen. Zwischen diesen Bedachungen und in unmittelbarer Nähe der ausnahmslos mit Stroh gedeckten Scheunen loderten Nacht für Nacht zum Entsetzen aller Dorfbewohner die Beiwachfeuer. Daß bei der Sorglosigkeit und dem großen Leichtsinne der fremden Gäste, die nicht selten mit brennenden Lichtern und Kienspänen in die Scheunen gingen, um sich den Bedarf an Hafer dort auszudreschen, dennoch kein Unglück geschah, ist wirklich zu verwundern.

In dem Hause meiner Eltern, dem Pastorat, nahm der Oberst, als Kom-

mandirender der Truppe, mit einer Anzahl militärischer Trabanten und verschiedenen dienstbaren Geistern sein Absteigequartier. Infolgedessen entfaltete sich um uns her ein militärisch buntes Leben zum großen Verdruß der Eltern, insbesondere des Vaters, der in seiner Amtsthätigkeit durch den Lärm der kriegerischen Gäste in empfindlichster Weise gestört wurde, uns Kindern aber zum höchsten Genuß.

Schlimm geartet waren diese Polen nicht, auch im allgemeinen nicht schwer zufrieden zu stellen. Die Mehrzahl radebrechte das Deutsche, sodaß sie sich mit den Quartiergebern notdürftig verständlich machen konnte. Schwieriger war der Verkehr mit dem Oberst und den übrigen Offizieren, die sich meistens der französischen Sprache bedienten, welche meinen Eltern keineswegs geläufig war. So half man sich denn, wie es eben gehen mochte, und es ging über Erwarten gut, da man sich auf die nötigsten Redensarten beschränkte und es stets an höflicher Begegnung nicht fehlen ließ.

Die Dual des Vaters, der keine ruhige Stunde mehr zur Ausarbeitung seiner Predigten fand, war die Lust für uns Kinder. Wir schlossen sehr bald Freundschaft mit den uns zutraulich begegnenden Polen, von denen wir besonders einen Sergeanten mit schwarzem Bart, der oft zum Obersten kam, sehr gern hatten. In seinem Schutze, begleitet von der Kindermagd, wagten wir uns bis in die Nähe der Batterie, wenn im Feuer exerziert wurde, was häufig geschah. Am größten aber war unsre Freude beim Aufmarschiren der Wachtparade. Dann erschien im geräumigen Hofraum des Pastorats das gesamte Musikkorps mit etwa zwanzig Trommelschlägern, die auf Kommando des stattlichen Tambourmajors mit fürchterlicher Energie ihre Instrumente bearbeiteten. Dieser Spektakel wiederholte sich an jedem Vormittage zur bestimmten Stunde. Dann versammelte sich auch das gesamte Offizierkorps im Hofe, um von dem Obersten die nötigen Befehle in Empfang zu nehmen. Manchmal ward auch vor Tagesanbruch von den Trommlern Reveille geschlagen, wodurch das ganze Dorf in Bewegung kam, denn sämtliche Mannschaften mußten dann auf den nahen Feldern manövriren.

Einmal fand sich aus irgend einem Anlaß der Oberst gemüthigt, ein großes Gastmahl zu geben. Meine Mutter wurde durch seinen Koch von diesem Unternehmen in Kenntnis gesetzt und um Herbeischaffung des dazu erforderlichen angegangen. Fleisch, Geflügel, Eier und was etwa sonst noch von dem sehr unappetitlich aussehenden Koch begehrt wurde, konnte leicht verabreicht werden. Nun sollte aber auch als ganz besonderes Zwischengericht noch ein polnischer Kräuterpudding auf die Tafel kommen, und dazu verlangte der Koch insbesondere ein ganzes Faß von Sauerampfer. Wir besaßen nun zwar in der Nähe Gärten von ziemlicher Ausdehnung, in denen Sauerampfer häufig genug wild wuchs. Da aber Gärten und Wiesen längst abgemäht waren und der Sommer sich dem Ende zuneigte, so gab es das gewünschte Kraut nicht mehr in Menge.

Meine Mutter wandte sich an unsre Stallmagd, um zu hören, ob diese, eine sehr resolute Person, die mit jedermann fertig zu werden wußte, Rat zu schaffen wüßte.

Wie leicht, Frau Magister! gab die Magd zur Antwort. Ich nehme den Ernst mit, daß er pflücken hilft. Da sind wir in einer Viertelstunde fertig.

Die Mutter lachte, ich aber trotzte mit der redseligen und immer lustigen Magd, die voller Schelmereien steckte, nach dem Baumgarten, um für den polnischen Koch des hochgräflichen Obersten Sauerampfer zu pflücken. Auf meine Frage: wo man das gewünschte Kraut finde? lautete die Antwort der Magd: Alles da herum ist Sauerampfer. Darauf begann ich denn auszurupfen, was mir unter die Hände kam. Meine bejahrte Begleiterin machte es nicht viel besser, indem sie mehrmals ärgerlich und doch mit schadenfrohem Lächeln die Bemerkung hören ließ: Für das pol'sche Volk ist alles gut!

Das mitgenommene Henkelfaß war demnach bald genug bis zum Rande voll, jedenfalls aber barg sich unter der Menge ausgerupften Grases, dem auch erdige Teile anhängen, sehr wenig Sauerampfer.

Die Mutter erschrak sichtlich beim Anblicke dieses vollständig unbrauchbaren Gemengfels und fürchtete eine Szene, wenn der Koch das Kraut einer genauen Prüfung unterwerfen würde, was man doch annehmen mußte. Unsre Magd aber ließ sich nicht irre machen, trat mit dem vollen Fasse dreist zu dem Koch, der, auf dem großen offenen Herde sitzend, Hühner rupfte, und sagte trotzig: Da ist Sauerampfer! Dobro, dobro! lautete die Antwort des Koches, der sofort vom Herde sprang, das Huhn beiseite legte, der Magd das Faß abnahm und dessen Inhalt auf einen kleinen Tisch schüttete, der zur Reinigung des gebrauchten Geschirres benutzt ward und infolge dessen nicht immer ganz sauber war. Hier wurden Gras und Kräuter, ohne vorher gereinigt oder nur besichtigt worden zu sein, von dem polnischen Kochkünstler ausgebreitet, dann eine ziemliche Anzahl Eier hineingeschlagen, Mehl und frisch gepflückte, halbreife Äpfel dazu gethan, alles zusammen mittels eines Wiegemessers klein gehackt und zuletzt von den Händen des Kochs zu einem Kloße geformt, der dann gebacken oder gebraten wurde.

Meine Mutter, welche dem sehr beschäftigten Koch noch allerhand Gewürze zu diesem kostbaren Zwischengericht reichen mußte, sah dieser Beschäftigung mit steigender Bewunderung zu und gedachte mit gerechtfertigtem Bangen der Tafelzeit, wo dies unvergleichliche Gebäck von den Gästen des Obersten verzehrt werden sollte; denn — welches Unglück — meinem Vater war ebenfalls die Ehre einer Einladung zu Teil geworden! Wodurch es der Mutter gelang, den Vater diesem Hochgenusse zu entziehen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Es mußten bei unsern edeln Gästen eigentümliche Begriffe von Reinlichkeit herrschen. Diese Begriffe kamen nie mehr zur Geltung als im Küchendepartement und bei der Speisebereitung. Ein Gang bei dem erwähnten Schmause bestand

aus gebratenen Enten und Hühnern. Nach polnischer Sitte wurde dies Geflügel über offenem Feuer am Spieß gebraten. Um nun mit dem herabträufelnden Fett die Braten von Zeit zu Zeit wieder anfeuchten zu können, bedurfte der Koch eines dienlichen Gerätes, und dazu beehrte er als besonders geeignet einen sogenannten Flederwisch, d. h. den Flügel einer Gans, welchem die Federn verblieben sind. Im ganzen Hause fand sich nur ein einziger solcher Flederwisch vor, doch hatte derselbe längst die Farbe der Unschuld verloren, denn der Töpfer benutzte ihn, wenn er den Zugofen in des Vaters Studirzimmer reinigte, zum Ausfegen und Zusammenkehren des Rußes. Bewaffnet mit diesem viel gebrauchten Gänseflügel, näherte sich die Magd dem alle Ecken der düstern Küche durchstöbernden Speisekünstler, fest überzeugt, den durch solche Zumutung heftig geärgerten auf gut Polnisch fluchen und wettern zu hören, was sie stets ergögte. Aber siehe da, der sehr geschwärzte und stark nach Ruß duftende Flederwisch ward ohne nähere Besichtigung dobre befunden, in einem Kübel warmen Wassers oberflächlich ausgewenkt und darauf sofort dazu benutzt, die am Spieß steckenden Enten mit Butter zu bestreichen. Da war es freilich kein Wunder, wenn alle deutsche Hausfrauen später ein Gruseln überließ, sobald sie den Namen Polen nur nennen hörten, und der häufig gebrauchte Ausdruck „polnische Wirtschaft“ war allen, welche jemals mit polnischem Militär in Berührung gekommen waren, seit dem Kriege kein leerer Schall mehr.

Die empfindlichen Niederlagen, welche die Heere Napoleons an der Raabach und anderwärts erlitten hatten, verbunden mit dem Umschwunge in der Politik Oesterreichs, brachten Sachsen in eine bedauerliche Lage gegenüber den verbündeten Mächten. Diese Veränderung in der politischen Lage sollte auch der Bevölkerung der Lausitz bald fühlbar werden.

Unerwartet, wie sie gekommen waren, verließen uns die Polen. Die Einwohner des Ortes, die mit den befreundeten Truppen auf gutem Fuße gelebt hatten, sahen sie mit gemischten Empfindungen abziehen; denn aus Äußerungen der höhern Offiziere, die über die Lage, wenn auch nicht gründlich, so doch bis zu einem gewissen Grade unterrichtet sein mochten, mußte sich Zittau und Umgegend auf den Einmarsch feindlicher Truppen gefaßt machen. Selbst ein blutiger Zusammenstoß einander begegnender Heeresmassen wurde als möglich in Aussicht genommen.

Noch vor dem Abmarsche der polnischen Truppen wurde die nächste Umgegend von den Offizieren sehr genau besichtigt. In unserm Hause ging es dabei so lebhaft zu wie in dem Hauptquartiere eines kommandirenden Generals. Ordnonnanzten kamen und gingen, und nach mehrmaligen Besprechungen mit solchen Sendlingen, die in dem nahen Zittau, wo der Stab lag, ihren Mittelpunkt hatten, umritt der Oberst mit seinen militärischen Begleitern das weitläufig gebaute Dorf zu wiederholten malen.

Dem Vater wurde dies Kommen und Gehen, Besichtigen und Vermessen

etwas unheimlich, weshalb er es für geraten hielt, eine offene Frage an den Obersten zu richten.

Dieser, der überhaupt ein wohlwollender Mann war, welcher auf strenge Mannszucht bei den ihm untergebenen Truppen hielt, stand nicht an, die gewünschte Auskunft zu geben, die ungefähr auf folgendes hinauslief.

Die nächsten Umgebungen Zittaus — äußerte sich der kriegserfahrene Mann — sind wie wenige Gegenden von der Natur ganz dazu geschaffen, ein Heer, welches aus den Gebirgspässen Böhmens hervorbrechen sollte, vollständig zu vernichten. Insbesondere bildet das Dorf, dem Sie als Prediger vorstehen, von der Thalsohle des Flusses bis zum letzten Hause dort oben im Norden der waldigen Höhe einen natürlichen Laufgraben, der durch keinen Spatenstich verbessert werden könnte. Den neuesten Erkundigungen zufolge haben wir einen Vorstoß der Feinde von Böhmen aus zu gewärtigen. Wir würden uns demselben nur schwach widersetzen, um ihn aus dem Schutz der Bergschluchten heraus und in die vielen so verdeckt gelegnen Defileen zu locken, wo er unrettbar verloren wäre. Freilich würde es der Bevölkerung und um die Stadt, wohl auch Zittau selbst, bei einem solchen Zusammentreffen bedeutender Heeresmassen traurig ergehen. Das läßt sich eben im Kriege nicht ändern, weshalb ich auch weiter nichts für Sie thun kann, als Ihnen einen guten Rat geben, den Sie eintretenden Falles so schnell wie möglich befolgen wollen.

Und worin würde dieser Rat bestehen, Herr Oberst?

Sobald Sie gewahren, daß auf jenen Höhen oberhalb der letzten Häuser des Ortes Schanzen aufgeworfen werden, so zögern Sie nicht, Ihre Familie in Sicherheit zu bringen. Denn greift der Feind uns an, so lassen wir ihn, uns langsam zurückziehend, bis unter den Schutz dieser Höhen vordringen. Hier empfangen wir ihn mit einem vernichtenden Kreuzfeuer aus den verdeckten Batterien, schießen aber zugleich, um ihm jeden Ausweg zu verlegen und einen Sturm auf unsre beherrschende Stellung unmöglich zu machen, das ganze Dorf in Brand.

Es kam nicht zu diesem Äußersten. Die Vorgänge auf der politischen Schaubühne gestalteten sich für unsern abgelegnen Weltwinkel insofern günstig, als die Kriegereignisse sich mehr und mehr von uns entfernten. Der Einfall von Böhmen her unterblieb, und es hatte in den ersten Tagen nach Abzug der Polen den Anschein, als sollte die altgewohnte Ruhe wiederkehren.

Dies war jedoch eine Täuschung. Bald stellten sich andre Truppen ein, meistens nur in kleinen Abteilungen, die auf eigne Faust zu leben schienen, sehr brutal auftraten, bald Pferde, Wagen oder Lebensmittel forderten und, wenn ihnen nicht sofort gewillfahrt wurde, in die Häuser einbrachen und alles, was ihnen wertvoll dünkte, mitnahmen. Mit einem Worte, der friedliche Bauer ward bei Tage wie bei Nacht überfallen, geplündert und, wenn er Vorstellungen machte, auch gemißhandelt.

Es ist mir aus späteren Erzählungen der Eltern noch wohl erinnerlich, daß diese Marodeure, wie man sie allgemein nannte, Truppen verschiedener Nationalität angehört haben sollen. Stark unter ihnen vertreten waren Österreicher, die Sachsen jetzt als feindliches Land behandelten und bei ihren Durchzügen sich allerhand Exzesse erlaubten. Österreichisches Militär, größtenteils slawischer Abstammung, war auf die sächsische Bevölkerung, in welcher es nur Nezer erblickte, überhaupt nicht gut zu sprechen. Mein Vater sollte alsbald persönlich erfahren, was von dieser ungebildeten und unduldsamen Soldateska zu erwarten war, wenn sie nicht durch strenge Zucht ihrer Vorgesetzten scharf gezügelt ward.

Genau im Mittelpunkt des hufeisenförmig gebauten Dorfes lag die Kirche. Dicht an sie stieß das Pastorat, dessen hintere Hausthür unmittelbar auf den Kirchhof führte. Entlang der verwitterten und bemosten Kirchhofsmauer und das Pastorat streifend zog sich die ziemlich stark benutzte, aber entsetzlich schlechte Landstraße fort, welche die voll- und gewerbreichen großen Dorfschaften, in denen schon damals die Weberei in hoher Blüte stand, mit der bedeutenden Handelsstadt Zittau verband. Zahllose Frachtwagen, fast ausnahmslos mit gewebten Stoffen beladen, welche für die reichen Kaufherren der Stadt bestimmt waren, nicht selten mit sechs und acht Pferden bespannt, quälten sich jahraus jahrein auf diesem zuweilen grundlosen Wege stundenlang ab, um aus einem zu tiefen Geleise, das mit losen Feldsteinen notdürftig ausgebessert war, wieder herauszukommen. Gar oft geschah es dann, daß den verzweifelten Fuhrleuten nichts übrig blieb, als zu einem unsrer Bauern Zuflucht zu nehmen und diesen inständigst um Vorspann zu bitten. Allzufreundlich wurde solche Hilfe, wenn man sich auch dazu verstand, nicht geleistet; denn unsre meistens wohlhabenden Bauern — wenigstens nach damaligen Begriffen wohlhabend — hielten auf gute Pferde und schonten sie oft vielleicht mehr, als nötig war.

Diese etwas ausgelegte Lage unsers Hauses so unmittelbar an der Hauptverkehrsader des Ortes brachte es mit sich, daß es von jedem von außen kommenden Anprall zuerst betroffen wurde.

Schon begann das Laub an den Bäumen die schillernden Farben des Herbstes anzunehmen, da wurde in grauer Morgendämmerung mit Gewehrfolben ungestüm an die Hausthür geklopft.

Das sind sicherlich wieder Marodeure, meinte die erschrockene Mutter, während der Vater, sich eiligst in die Kleider werfend, ohne Rock und hauptsächlich die Thür öffnete, um die unliebsamen Gäste in Person zu empfangen und, wenn möglich, ihre Wünsche zu erfüllen.

Ein ganzer Trupp wüßt aussehender und wild blickender Soldaten umringte ihn sofort und drängte ihn nach der auf die dunkle Hausflur mündenden Stallthür, hinter welcher sich das Brummen erwachender Rinder vernehmen ließ.

Schaff' Pferd, Pfaff! Brauchen viel Pferd und gleich! lautet der befehls-
haberische Morgengruß, während ein Paar der Eindringlinge den Vater in die
Mitte nahmen, wohl um sich seiner Person zu versichern.

Ich habe keine Pferde, wovon ihr euch selbst überzeugen könnt! entgegnet
der Vater.

Schaff Pferd, oder wir kreuzigen dich! brüllen die Nachdrängenden und
stoßen den Wehrlosen gegen die Wand.

Der Vater breitet die Arme aus, richtet sich hoch auf und versetzt ruhig:
Thut es, wenn ein Pferd aus mir wird!

Darauf wildes Fluchen, Säbelgerassel, sinnloses Drohen, das damit endigte,
daß der Vater, halb angekleidet, wie er war, inmitten der Lärmenden fort-
geschleppt wurde.

Die Mutter, welche den Vater aus dem Hofe schleppen sieht, ruft um
Hilfe, wir Kinder schreien, ohne zu wissen, um was es sich handelt, die Mägde
stürzen in den nächsten Bauernhof, jammernd und händeringend.

Inzwischen war es ringsum lebendig geworden. Eine Anzahl entschlossener
Männer, an der Spitze der Dorfrichter, dessen großes Gehöft dem Pastorat
schief gegenüber lag, eilten herbei zur Befreiung ihres gefährdeten Seelsorgers.
Mit Hilfe zweier Offiziere, die nunmehr einrückten, umgeben von einer geord-
neten Truppe, gelingt dies auch ohne Schwierigkeit, worauf über die Frevler
strenges Gericht gehalten wird.

In der Besorgnis, daß ähnliche Auftritte sich noch öfter wiederholen
könnten, dachten die Eltern jetzt ernstlich an Flucht. Dieser stellten sich aber
dadurch Hindernisse entgegen, daß der Vater unter allen Umständen bei seiner
Gemeinde bleiben mußte, was eine zeitweilige Trennung von seiner Familie,
deren Dauer sich nicht vorausbestimmen ließ, nötig machte.

Während man noch darüber beriet, wohl auch bereits die Flucht heimlich
vorbereitete, wäre meine Mutter, in Abwesenheit des Vaters, durch die Nothheit
eines ungarischen Husaren beinahe ums Leben gekommen, ein Vorfall, der
wesentlich zur Beschleunigung unsrer Flucht beitrug.

Es war Sonnabend, der Tag, an welchem allwöchentlich Mittags zwölf
Uhr Beichte in der Kirche gehalten wurde. Plötzlich sprengt die Landstraße
daher ein einzelner Husar, hält vor dem Hofthor, schwingt sich aus dem Sattel
und nähert sich schwankenden Schrittes dem Hause. Die Mutter empfängt
den offenbar bereits angetrunkenen Mann schon an der Thür, um sein Begehre
zu erfahren und ihn möglichst schnell zufriedenzustellen. Wie vermutet wurde,
verlangt der Husar mit lallender Zunge ein paar Flaschen Wein.

Zum Glück war von dem sehr geringen Weinvorrat, den die Eltern für
außerordentliche Fälle bereit hielten, noch ein kleiner Rest vorhanden, was der
Mutter in jenem Augenblicke sehr lieb war, da sie sich nun mit dem halb-
trunkenen Manne, der nur gebrochen Deutsch sprach, in keine Unterhandlungen

einzulassen brauchte. Sie holte also den Hauptschlüssel, der auch die verschlossene Kellerthür öffnete. Zu dieser hinab führte aus dem Hausflur eine tiefe, vollkommen finstere Treppe mit unebenen, schadhafte und sehr hohen Stufen, weshalb ein Betreten des Kellers ohne Licht selbst für solche, die täglich darin aus- und eingingen, eine unangenehme Sache war.

Von dem taumelnden Husaren verfolgt, ergreift die Mutter das ihr von der Magd gereichte Licht und nähert sich der bloß durch eine Einfallklappe geschlossenen Kellerthür. Hier faßt der Husar nach dem Schlüssel und löscht dabei das Licht aus.

Lassen Sie mich, Sie fallen und würden dabei zu Schaden kommen, spricht die Mutter entschlossen, mit der linken Hand die schon geöffnete, zur Treppe führende Thür wieder zudrückend, mit der rechten den Schlüssel fester umfassend. Der Husar aber will sich nicht abweisen lassen, wird heftig, umfaßt die schwache, kleine Frau und beginnt mit ihr um den verhängnisvollen Schlüssel zu ringen.

Angst und Verzweiflung gaben der Mutter übermenschliche Kräfte. Es gelang ihr, sich der Umschlingung des wilden Menschen zu entziehen und mit dem glücklich geretteten Schlüssel zu entfliehen. Der an unsern Hof stoßende Garten des sogenannten Kirchbauers, in den sie flüchtete, bot ihr vorläufig Schutz.

Mittlerweile kam der Vater aus der Kirche zurück, fand den noch immer im Hause herumwankenden Husaren, der sich jetzt eines bessern besonnen hatte und „gute Frau“ die Hand küssen wollte, und erfuhr von der mit uns Kleinen allein gebliebenen Kindermagd, was sich sodann zugetragen hatte.

Die würdige Erscheinung des hochgewachsenen Geistlichen im schwarzen, faltigen Priesterrock mochte Eindruck auf den Burschen machen, den wohl auch ein Gefühl der Scham wegen seines Betragens gegen eine Frau überkam.

Ungar bitten wollen und küssen Hand gnädige Frau, war der Refrain, den er mehrmals wiederholte. Dies Vergnügen sollte ihm denn auch alsbald gegönnt sein; denn die Mutter kam in Begleitung mehrerer Bauern zurück, die nicht übel Lust hatten, dem weinseligen Kriegsmanne ihre Fäuste kosten zu lassen. Auf Vorstellung des Vaters unterblieb indes jeder Angriff; die Mutter reichte dem Reuigen zum Zeichen der Verzeihung die Hand, und der Friede war besiegelt.

Anstatt sich aber nun ruhig zu entfernen, kam der Husar wieder zurück auf das Begehren, welches ihn von Anfang an ins Pastorat geführt hatte. Nicht fordernd, sondern mit höflichen Worten bat er jetzt den Vater um den ersetzten Labetrunk und zwar, damit der Vorrat ihm nicht gar zu zeitig ausgehe, um zwei Flaschen.

Das Verlangte wurde ihm gereicht, doch nahm er vorerst nur eine Flasche

und stieg mit dieser zu Pferde. Als er sich hier fest im Sattel fühlte, wendete er sich wieder an die Mutter und bat um Nadel und Zwirn. Obwohl, niemand erraten konnte, was der Mann des Krieges damit beginnen wollte, wurde ihm auch diese Bitte nicht abgeschlagen. Mit dankendem Lächeln und einem landesüblichen „Küß die Hand“ nahm er der Mutter die Nadel ab, erfaßte den einen Armel des ihm um die Schulter hängenden Dolmans und nähte ihn unten an der Handöffnung zu.

Das gut sein für Fourage, sagte er, indem er die Nadel der Mutter zurückgab, ließ sich vom Vater die noch unberührte Flasche Wein reichen und schob sie in den zugenähten Armel. Darauf legte er die Hand grüßend an den Kalpak, setzte die schon halbgeleerte Flasche an den Mund, wandte sein Pferd und sprengte davon.

Dieser Vorfall beschleunigte die längst geplante und großenteils auch bereits vorbereitete Flucht. Geboten schien dieselbe umsomehr, als mein älterer Bruder nicht unbedenklich an einem Fieber erkrankt war, zu dem sich noch der Keuchhusten gesellte. Der Vater eilte deshalb, seine Familie sobald als möglich in Sicherheit zu bringen, indem er zugleich Sorge trug, sich selbst und das Haus gegen etwaige Plünderer zu schützen.

Am Tage unsers Auszuges — dessen kann ich mich noch sehr deutlich erinnern — drang eine Anzahl österreichischer Jäger bei uns ein, die wie gewöhnlich Beköstigung und Wein heischten. Es wurde ihnen gegeben, was im Hause vorhanden war, nur mit Wein konnte man nicht aufwarten. Um nun die Leute bei guter Laune zu erhalten, ergriff der Vater ein Glas des eingeschenkten Bieres und wollte mit den Worten: „Der Kaiser soll leben“ anstoßen. Die Jäger aber weigerten sich dessen, meinten, Kaiser Franz lebe ohne dergleichen, und gossen den Rest des Bieres, das ihnen wahrscheinlich nicht mundete, auf die Diele.

Kaum hatten sich diese letzten militärischen Gäste, die in unserm Hause einkehrten, entfernt, so brachen auch die Eltern mit uns Kindern auf, um uns zu den noch lebenden Eltern der Mutter in Bittau zu bringen, wo man uns mit Ungeduld erwartete.

Damit aber auch der Schein einer beabsichtigten Flucht vermieden wurde, schlug man verschiedene Wege nach der Stadt ein, die innerhalb einer Stunde bequem zu erreichen war. Vater und Mutter wählten, als wollten sie bloß spazieren gehen, den gewöhnlichen Feldweg. Meinen kranken Bruder fuhr unsere Pflegerin in einem geschützten Kinderwagen über Feldraine, die sich erst kurz vor der Stadt mit dem Hauptwege wieder vereinigten. Mich selbst und eine jüngere Schwester packten die Eltern in einen großen Korb von Weidengeflecht, den unser im Hause und auf dem Felde beschäftigter Arbeiter, ein zuverlässiger und rüstiger Mann, auf einer Schiebkarre befestigte. In solcher Verpackung erreichten wir denn unangefochten das großelterliche Haus, an

dessen Thür die früher eingetroffenen Eltern unser schon sehnsüchtig harrten.

2.

Meine Großeltern mütterlicherseits wohnten in einem großen Giebelhause auf der Neustadt. Es ist dies ein marktähnlicher Platz an der Ostseite der Stadt, welcher sich gegen Süden zur Böttchergasse verlängert. Zwei Brunnen mit stets fließendem Wasser, gewöhnlich „Nöhrbütteln“ genannt, schmückten den Platz und konnten auch für eine Art architektonischer Zier gelten, da aus der Mitte derselben erträglich gemeißelte Sandsteinfiguren emporragten. Eine derselben stellt den Neptun mit erhobenem Dreizack vor. Zwischen diesen Brunnen lag die Hauptwache, im Süden derselben schließt der Marstall, der auch als städtisches Getreidemagazin benutzt wurde und die Dienstwohnung des Rämmerverwalters enthielt, die Neustadt ab.

Unser plötzlicher Umzug vom Lande in die Stadt machte einen tiefen Eindruck auf mich, weil sich damit eine ganz neue, ungewohnte Lebensweise verknüpfte. Daheim gehörte uns nicht bloß ein großes Haus, sondern auch ausgedehnte Gärten mit daran grenzenden Wiesen und Feldern, auf denen wir uns nach Herzenslust tummeln konnten. Bei den Großeltern waren wir auf ein abgeschlossenes Stockwerk beschränkt, das zwar keineswegs eng genannt werden konnte, für unsre gewohnte Art zu sein aber sich doch nicht recht eignete. Ich und meine jüngere Schwester fühlten uns deshalb in diesen beschränkten Räumen, zumal da uns alles Lärmen wegen der Großeltern wie unsers schwerkranken Bruders wegen streng untersagt wurde, nicht sonderlich behaglich. Nur das stets heitere Wesen der Großmutter, einer kleinen, sehr zierlichen und ungeachtet ihres Alters noch äußerst beweglichen Frau, sprach mich an. In ihrer Gesellschaft durfte ich immer sein, wenn die Pflege des kranken Bruders die Mutter in Anspruch nahm. Sie plauderte unablässig mit mir, während sie am Fenster sitzend flink die Stricknadeln rührte, erzählte Märchen oder kleine Geschichten und lachte über die mancherlei Eulenspiegelereien, die ich trieb und zu denen ihre Lustigkeit mich nur noch mehr anspornte.

(Fortsetzung folgt.)

